

Roman Giesen

Die Wiederentdeckung des gebrochenen Westernhelden in *True Grit*

Mit den Namen „Coen- Brothers“ verbindet man aufgrund von Filmen wie The Big Lebowski, No Country for Old Men oder A Serious Man innovatives, spannungsgeladenes und intelligentes Kino, das das gelegentlich stagnierende und zu Konventionen des Massengeschmacks neigende Hollywood belebt bis revolutioniert hat. Auch in dem neuen Film True Grit des Brüderpaars finden sich erfrischende Ansätze einer Dekonstruktion des durch Männlichkeitsmythen bestimmten Westernhelden. Für eine wirkliche Revolutionierung des Genres, die man von Ethan und Joel Coen erwarten könnte, reichen die durchaus unterhaltenden ironischen Spitzen der Literaturverfilmung des Romans von Charles Portis und Remakes des John Wayne Klassikers von 1969 allerdings nicht aus. Zu sehr bleibt True Grit altbekannten Genrekonventionen treu.

True Grit galt als einer der Favoriten der diesjährigen Oscarverleihung und wer die Qualität der bisherigen Filme der Coen Brüder kennt, überraschten die hohen Erwartungen im Vorfeld kaum. Durch Filme wie *No Country for old Men*, in dem es mit großartiger schauspielerischer Besetzung gelang, die Figur des undurchsichtig Antagonisten im Genre des Roadmovie- Thrillers neu zu erfinden; oder die philosophisch anschlussfähige Persiflage auf US-amerikanische Alltagskultur *A Serious Man* haben den Ruf des Brüderpaars befördert, ein alternatives und doch populäres Hollywoodkino auf die Leinwände zu zaubern. Mit entsprechenden Hoffnungen geht man auch in den Western *A True Grit*, einer Literaturverfilmung des gleichnamigen Romans (1968) von Charles Portis und zudem Remake eines John Wayne Filmklassikers von 1969.

Im Fokus dieser Kritik steht weniger die Frage, ob der Western, der sich streng an die Romanvorlage hält, eine werkgetreue Literaturverfilmung liefert. Entscheidender ist anhand der skizzierten, zugegeben subjektiven Erwartungen, ob es den begnadeten Drehbuchautoren und Regisseuren mit *True Grit* gelingt, dem doch recht verbrauchten Genre des Westerns ein neues Gesicht zu geben.

Der Plot des Films ist schnell erzählt: Die vierzehnjährige Mattie (Hallie Steinfeld) möchte den Mord an ihrem Vater rächen und heuert den in die Jahre gekommenen und trinkenden Marshall „Rooster“ (Jeff Bridges) an, den sie bei der Jagd auf den Mörder ihres Vaters um jeden Preis begleiten will. Vom Kopfgeld auf den, wegen weiterer Verbrechen mehrfach gesuchten gesetzlosen Tom Chaney (Josh Brolin) angelockt, schließt sich auch der prahlerische Texas Ranger „LaBoeuf“ den beiden an. Der Film greift damit einen traditionellen Westertopos auf, eine Reise durch die Wildnis, deren Ziel Rache und Vergeltung ist. Mit der filmischen Adaption eines solch klassischen Plots wird bereits ein Großteil denkbarer Narrationsvarianten beschnitten. Weniger die Rahmenerzählung als die schon im Roman angelegte Figurenkonstellation verdient Beachtung. Denn wider den Genrekonventionen der Männerdomäne Western ist eine Frau, noch dazu ein pubertierendes Mädchen, die Protagonistin des Films. Sich emanzipierende und emanzipierte Frauenfiguren genießen derzeit zu recht Hochkonjunktur im Film der Gegenwart, wie im deutschen Kino zuletzt in *Poll* und im Hollywood Film in *Black Swan* gesehen werden konnte. Erlaubt doch eine Ausarbeitung der in vielen konventionellen Genres häufig zu wenig beachteten weiblichen Protagonistinnen, althergebrachte Erzählmuster zu durchbrechen und neu zu beleben. Gerade für das deutlich männlich dominierte Westerngenre birgt eine differenziert ausgearbeitete Frauenfigur im Fokus des Geschehens das Potenzial, die Facetten des Westerns zu erweitern. Schließlich ist kaum ein Genre des populären Spielfilms so sehr stereotypen Genderklischees unterworfen wie der Western. Die Wirkung dieser Gendertradition des Westerns bleibt auch in der Rezeptionssituation nicht aus. So wird jeder, der *True Grit* noch nicht gesehen hat, beobachten können, dass obwohl eine weibliche Protagonistin im Vordergrund steht und obwohl der gebrochene männliche Held thematisiert wird, besonders die männlichen Zuschauer das Kino ein wenig breitbeiniger, ein weniglässiger verlassen als gemeinhin üblich. Die Forschung hat den Western entsprechend immer wieder als US-amerikanischen Berg- und Heimatfilm bezeichnet und dabei besonders auf die räumliche Codierung weiblicher und männlicher Aktionsradien hingewiesen. Die Vergleichbarkeit der gendertypisch konnotierten Räume in Western und Bergfilm hat z.B. Michael Ott herausgearbeitet: Während sich der männliche Westernheld von der noch weiblich codierten Westernstadt in der Horizontalen in die Prärie vorwagt, verläuft der Weg des Alpinisten vom Bergdorf in die

nicht minder exklusiv männliche Vertikale der Alpen¹. Entsprechend der räumlichen Konventionen muss sich auch Mattie das Resort männlicher Heldentaten in einer ‚Wasserprobe‘ erkämpfen und die Grenze zum Indianerreservat durch einen Fluss überqueren, in das sich ihre Gefährten heimlich abgesetzt haben.

Neben solchen gelungenen Anspielungen auf Genrekonventionen ist es dennoch schade, dass in *True Grit* die Entwicklung der weiblichen Emanzipationsfigur eher zu kurz kommt: Mattie durchläuft im Film keinen Prozess, sondern ist von Beginn des Films an emanzipiert, tritt selbstbewusst auf und zeigt kesses Verhandlungsgeschick mit älteren Männern in Finanzangelegenheiten. Für die vierzehnjährige Hallie Steinfeld durchaus eine bemerkenswerte schauspielerische Leistung, die sich in zahlreichen humoresken Dialogen mit ihren männlichen Schauspielerkollegen überzeugend durchsetzt. Da Mattie Witz und Kompromisslosigkeit aber schon mit ihrem ersten Auftreten zur Gänze entfaltet, wirkt die Figur etwas unmotiviert, bisweilen unglaubwürdig. So wird der jungen Schauspielerin, sicher auch dem Drehbuch geschuldet, zu wenig Entwicklungsspielraum geboten.

Den Gegenpart zur souveränen Heldin spielen in *True Grit*, wie gesagt, die gebrochenen männlichen Helden. So entpuppen sich die Heldentaten von Matties Mitstreitern im Indianerreservat dann auch mehr als übertriebene *Heldenerzählungen* am Lagerfeuer. Auch die Kostümierung und die schauspielerischen Akzente von Jeff Bridges tragen dazu bei, das Bild des souveränen männlichen Protagonisten zu unterlaufen. Der leicht lallende Slang des Marshalls rührt hier weniger von einer dem Cowboy generell innewohnenden ‚Coolness‘, sondern mehr von den Folgen eines sich durch die Filmgeschichte ziehenden, keine Gelegenheit auslassenden Whisky- und Tabakkonsums. Ebenso das explizit schmutzige Äußere des Westernhelden mit fettigen Haaren und staubiger Kleidung ist eine willkommene Abwechslung zu den auch nach mehreren Tagesritten sauberen und ordentlich gescheitelten Cowboys der frühen Westernfilme. Wirklich neu ist die Entscheidung für den gebrochenen und ambivalenten männlichen Protagonisten jedoch nicht. Die Ästhetik des hässlichen und staubig verschwitzten Helden haben schon die Italo-Western Klassi-

¹ Zit. nach: Michael Ott: „Die weiße Hölle. Gender- Konzepte im deutschen Bergfilm um 1930“. *Vortrag in der Gender- Ringvorlesung im Februar 2006 von Prof. Hirschauer. Soziologisches Institut der LMU.* (unveröffentlichtes Skript) München 2006.

ker eines Sergio Leone zur Gänze entfaltet und damit nicht zufällig den US-amerikanischen Western bisweilen an Popularität übertroffen.

Ebenfalls für die Gewaltdarstellung im Western bietet *True Grit* einige interessante Genrevarianten. Statt heroisierter Mann gegen Mann Kämpfen, werden die Schurken in der Coen-Verfilmung aus dem Hinterhalt oder gar aus nächster Nähe erschossen. Auch der Anblick schmerzverzerrter Gesichter blutüberströmter Leichen wird dem Zuschauer nicht erspart. So schonungslos diese Bilder sein mögen, bieten sie doch eine willkommene Alternative für den Westernfan, der müde geworden ist, von zahllosen nach dem Shootout mannhaft zum Sound einer Harp und kaum blutend in die Knie sinkenden Westernhelden. Die ästhetische Verwandlung des Heroenakts zur fragwürdigen Gewalttat hat man jedoch auch schon konsequenter ausgearbeitet in einem der sicher besten Filme des Genres, Clint Eastwoods *Unforgiven* von 1992, gesehen, der auch die psychischen Folgen des vermeintlich heldenhaften Tötens für die Protagonisten thematisiert.

Enttäuschend ist in *True Grit* gerade die Zeichnung der Antagonisten. Statt undurchsichtiger, intelligenter und subtil böser Figuren, wie man sie aus anderen Filmen des Brüderpaars kennt, unterscheiden sich die etwas stumpfsinnigen Widersacher von Mattie, „LaBoeuf“ und „Rooster“, denen wenig schauspielerischer Raum geboten wird, im wesentliche dadurch, dass ihr Erscheinungsbild noch schmutziger ist, als das der Protagonisten. Damit bleibt *True Grit* trotz unterhaltsamer Dialoge und einiger Anspielungen und Rollenverwandlungen in der Konzeption dennoch einem altbekannten Antagonismus von Gut und Böse treu. In der Konsequenz bietet der Verlauf der Handlung auch wenige Überraschungen und trotz manch tragischer Wendung siegt am Ende das Gute.

True Grit ist sicher ein sehenswerter Film und für alle Liebhaber des Genres ein Muss. Eine Revolutionierung der Wildwestästhetik, wie dies zuletzt mit *Brokeback Mountain* gelang, der für ein breites Publikum auch die homophile Dimension der Männerdomäne Western vorführte, kann *True Grit* allerdings nicht bieten. Dazu ist der Film zu sehr den Erzählkonventionen des Genres verpflichtet. Vielleicht muss *True Grit* einem solchen Anspruch auch gar nicht gerecht werden, der sich mehr von der Genialität früherer Filme der Coen-Brüder ableitet und auch in einem so ausgereizten Genre wie dem Western vielleicht kaum mehr geleistet werden kann. In der diesjährigen Oscarverleihung ging *True Grit* wider den Erwartungen im Vorfeld und trotz zehn Nominierungen leer

aus. Dass dies jedoch kein Kriterium für die Qualität eines Filmes ist, hat die Filmgeschichte oft genug gezeigt. Vielleicht hätte *True Grit* besonders für die akribische und detailgenaue Kostümierung und Ausstattung einen Oscar verdient. Für die Neuerfindung des Westerns reicht die attraktive Verschiebung einiger Genrekonventionen in jedem Fall nicht aus.